

Gerhard Nachtwei

Beichte – ein not-wendiges Sakrament

Ein-Leitung aus der Sicht eines praktischen Seelsorgers

Ein aufmerksamer Seelsorger weiß mehr über die Buße, als dass immer weniger Menschen beichten gehen.

**Konkrete Erfahrungen zeigen:
Eine Kultur der Vergebung
braucht vor allem Zeit
und Menschenfreundlichkeit.**

Ist nicht schon alles gesagt?

● In einer bissigen Rezension las ich einmal: »Was richtig ist, ist nicht neu. Und was neu ist, ist nicht richtig.« Was erwartet man von einem Heft über das Sakrament der Buße? Die heutige Situation ist häufig genug beschrieben, wenn vielleicht auch manchmal zu plakativ. Außerdem verführt das Thema zur Polarisierung nach dem Schema Verfall oder Fortschritt: Ja früher wurde noch richtig gebeichtet, die Menschen wussten, was Sünde war; heute lässt man sich willfährig immunisieren durch Unschuldswahn und Verdrängungstaktiken.

Oder entgegengesetzt argumentiert: Früher hat die Kirche mit dem Instrument der Beichte oft Druck ausgeübt bis hin zu psychischen Schädigungen; erst heute ist der befreiende Aspekt der Botschaft Jesu entdeckt worden: Gottes voraussetzungslose Liebe und Vergebung.

Der Verfasser leitet das Heft ein aus der Sicht des praktischen Seelsorgers einer Gemeinde in »konfessionsloser« Diaspora (mit Verantwortung für eine Zweitgemeinde, wie heute nicht ungewöhnlich). Die Frage, die weiland Josef Wittig stellte, warum Gott uns nicht lieber von der Beichte, statt durch die Beichte erlöst hat, haben unterdessen nicht wenige Christen durch ihr Nicht-mehr-beichten-Gehen beantwortet. Doch ist inzwischen auch deutlich geworden: Durch einen Beichtverzicht entwickelt sich nicht einfach eine neue Kultur von Umkehr, Buße und Vergebung. Nach Hilfen für einen achtsameren menschlicheren Umgang mit dem Sakrament der Buße ist gefragt, ohne sich von der Angst hemmen zu lassen, mit solchen Überlegungen in den linken oder rechten Straßengraben der Theologie zu geraten. Die konkrete Seelsorge bestimmen die konkreten Menschen mit ihren Freuden und Ängsten, mit ihren Biographien in all ihren Höhen und Tiefen. Eine »kreative Ratlosigkeit« hilft seelsorgerlich nicht weiter, weder in Bezug auf den Einzelnen noch auf die Gesellschaft. Der Christ unserer Tage lebt auch immer weniger in einem geschlossenen kirchlichen Milieu.

Das Zweite Vatikanische Konzil hat uns aufgefordert, die jeweilige Zeit als Herausforderung

gen anzunehmen für ein neues Verstehen des Evangeliums. Im Blick auf unser Thema bedeutet das: Keineswegs ist das Thema Schuld und Schuldbewältigung aus dem öffentlichen Interesse verschwunden. In Talkshows outet man sich in vorher nie gekannter Weise. Eine bestimmte Art von Presse und öffentlicher Meinung geht sehr rigoros mit in Schuld geratenen prominenten und vorher aufs Podest gehobenen Menschen um. Aufgeschreckt durch brutale Straftaten von Kindern fragen sich die Erwachsenen, wie sie der nachwachsenden Generation das Bewusstsein für Werte und Gewissensreife vermitteln können. Nicht zu vergessen ist der hilflose Umgang mit unserer deutschen Geschichte im Hinblick auf den Nationalsozialismus und Kommunismus. Steht es angesichts dieser Fragen nicht an, den Erfahrungsschatz unseres Glaubens hinsichtlich Buße und Vergebung neu zu heben?

Die Beiträge dieses Heftes wollen daraufhin gelesen werden, was hilfreich ist für eine (neue?) Kultur der Vergebung aus dem Geist des Evangeliums. Denn schließlich geht es bei dem Sakrament der Buße nicht zuerst um Lehrsätze, sondern um Lebenshilfe. Das heißt um das Gelingen der Beziehung des Menschen zu Gott, zum Menschen, zur Natur, zu sich selbst. Und es tut gut, den Gang der Überlegungen öfter einmal zu unterbrechen, damit wir vom Reden »über« dorthin finden, wo die Sache sich selbst und wir selbst uns zur Sprache bringen.

Ausfall einer Kultur der Vergebung

● Noch in der heißen Phase der Wendezeit holte uns das Problem einer fehlenden Kultur von Schuldeinsicht, Bereuen, Bekennen und Vergeben ein. Da hatte man plötzlich Arbeitskollegen, Nachbarn, sogar Freunde und Familienan-

gehörige, die in die Stasi oder auf andere Weise ins Unrechtssystem der DDR verstrickt waren. Und ganz überraschend: Viele verdrängten, beschönigten, leugneten sogar noch, wenn ihnen die Dokumente mit ihrer Unterschrift vorgelegt wurden. Es konnte wohl kaum als Trost gelten, wenn uns von der alten Bundesrepublik aus erklärt wurde, nach der Nazizeit wäre es dort auch nicht gelungen, die Vergangenheit aufzuarbeiten.

Der Druck der ständigen aktuellen Anforderungen ließ damals (tatsächlich oder vermeintlich?) nicht die nötige Zeit zum Nachdenken. »Unsere Seelen kamen nicht nach.« Doch auch im Rückblick von über zehn Jahren denke ich immer noch: Uns fehlte am meisten eine Kultur der Vergebung. Denn eigentlich kann man Schuld nur eingestehen, bereuen und bekennen,

»wenn ein ehemaliger Parteigenosse in der Kirche auftaucht«

wenn man dann auf Vergebung hoffen darf (was nicht in jedem Fall Strafflosigkeit bedeutet). Wir Christen haben und hüten eine fast zweitausend Jahre alte Erfahrung im Umgang mit Schuld und Vergebung. Vielleicht wäre es wichtiger als vieles andere gewesen, diese Erfahrungen in den konkreten gesellschaftlichen Diskurs einzubringen und gemeinsam nach Praktiken zu suchen, wie sie konkret umgesetzt werden können.

Manches ist wenigstens anfanghaft versucht worden, etwa Opfer-Täter-Gespräche, aber bald auch auf der Strecke geblieben. Bis heute tun sich aktive DDR-Christen schwer, wenn ein ehemaliger Parteigenosse in der Kirche auftaucht.

Aber steht die Botschaft von der Vergebung nicht – christlich gesehen – vor der Forderung nach dem Eingeständnis der Schuld? Das ist schließlich die zentrale Botschaft Jesu, die unser übliches Denken und Verhalten auf den Kopf

stellt. Oder richtiger auf die Füße? Denn unfrei bleiben beide: sowohl der, der nicht um Vergebung bitten, wie der, der keine Vergebung gewähren kann.

Elisabeth Kübler-Ross schreibt in ihrer (für mich besonders in den ersten und letzten Kapiteln beeindruckenden) Autobiographie¹ von einer ihr ganzes Leben verändernden Begegnung mit einer Überlebenden des Konzentrationslagers Majdanek in Ostpolen. Elisabeth Kübler-Ross war unmittelbar nach dem Krieg als junges Mädchen aus der Schweiz nach Polen gegangen, um dort zu helfen. Eines Tages besucht sie auch das KZ Majdanek. Die noch frisch spürbaren Greuelthaten der Nazis bringen sie existenziell völlig aus der Fassung. Bis ihr Golda, ein auffallend hübsches gleichaltriges Mädchen, begegnet. Sie ist eine Überlebende von Majdanek. Ihre Geschichte klingt unglaublich. Sie hatte nackt in der Schlange von den Gaskammern gestanden. Die Aufseher hatten wegen der großen Zahl die Tür zur Gaskammer nicht schließen können und deshalb Golda als Letzte in der Reihe herausgerissen. Von da an galt sie als tot. Sie brauchte

»wenn du wüsstest,
wozu du fähig bist«

nicht mehr zu fürchten, auf eine Todesliste gesetzt zu werden, nur gegen Krankheiten und Hunger musste sie schwer ankämpfen. Am Leben erhielt sie allein der Gedanke an Rache. Denn sie konnte die Schreie ihrer zu medizinischen Versuchen missbrauchten Freundinnen und das Weinen der Mütter um ihre Kinder nicht vergessen. Als dann die Befreiung kam, vermochte sie plötzlich nicht mehr zu hassen. Sie spürte instinktiv: dann bin ich nicht anders als die, an denen ich mich rächen will.

Dieses junge Mädchen hat auch mich zwei tiefe theologische Einsichten gelehrt: Erstens:

Golda sagt zur Elisabeth Kübler-Ross: »Du wärst überrascht, wenn du wüsstest, wozu du fähig bist. Wärst du in Nazideutschland erzogen worden, hättest du dich ohne weiteres in die Art von Mensch, die so etwas zu tun vermag, verwandeln können. Es gibt einen Hitler in uns allen.« Das gilt gegenüber jeder pharisäischen und christlichen Überheblichkeit. Ich formuliere dies öfter so: »Es ist mehr als ein Sechser im Lotto, dass ich überzeugende christliche Eltern habe und durch eine lebendige Gemeinde in den Glauben eingeführt worden bin.« Denn sehr viele hatten das nicht. Ich empfinde ein Solidaritätsgefühl gerade auch mit denen, die schlechte Ausgangsbedingungen für ihr Leben hatten. Wäre ich dann nicht auch so wie sie geworden? Zweitens: Golda sagt zu Elisabeth Kübler-Ross: »Wenn ich ein einziges Leben ändern kann, wenn ich einen Menschen von Hass zu Rache und Mitgefühl führen kann, dann habe ich verdient zu überleben.«

Während ich diese Zeilen schreibe, habe ich gerade ein Wochenende mit den Erstbeichtkindern erlebt. Die Hinführung zum Verstehen von Buße und Vergebung kann nicht über den Kopf gelingen. Not tut eine Sensibilisierung aller Sinne, das Fühlen der Seele und des Gewissens. Es ist ein Mühen gegen Action und Gewalt, wie sie den Kindern tagtäglich via Fernsehen und im Schulalltag begegnen. Und es ist eine Freude zu erleben, wie die Seele der Kinder erreicht werden kann, wenn man erfahrungsbezogen und erlebnisorientiert ansetzt.

Beichte als Befreiung

● Vielleicht 1983: Jugendbeichte in der Gemeinde in Dessau. Zwei fremde Beichtväter sind in den Beichtstühlen hinten in der Kirche. Ich biete als der Jugendvikar Beichtgespräch in der

Sakristei an. Zu Beginn gestalten wir in der Kirche eine gemeinsame Einführung. Dabei fällt mein Blick auf einige Jugendliche, die nicht getauft sind, aber regelmäßig an unserer Jugendarbeit teilnehmen. In einer spontanen Eingebung biete ich auch ihnen die Möglichkeit zum Gespräch an. Als Erste kommt eine Jugendliche aus diesem Kreis. Sie redet sehr offen über ihre Probleme, wo sie Schwierigkeiten hat, wo sie sich schuldig fühlt. Wir sprechen darüber und überlegen miteinander, was sie ändern möchte und könnte. Als ich das Gespräch beenden will, fragt sie: »Und was machen Sie nun bei den anderen?« Die Frage trifft mich unerwartet. Ich erzähle ihr

**»Und was machen Sie nun
bei den anderen?«**

etwas vom Sakrament der Beichte und dass dieses den Glauben und die Taufe voraussetzt. Doch dann spüre ich, sie will nicht einfach so gehen und ich kann sie nicht einfach so gehen lassen. Also versuche ich es noch einmal anders: »Ich glaube, dass Gott dir vergeben wird, wenn du darum bittest. Ich will es jetzt für dich tun. Und wenn du möchtest, kannst du leise mit bitten.« Und dann wähle ich die deprekative Form aus dem Schuldbekennnis der heiligen Messe. Ich hatte das richtige Gespür: Sie wollte nicht bloß mal drüber geredet haben, sondern suchte nach Entlastung, nach Vergebung.

Lange habe ich eine Rasierklinge aufgehoben, die mir eine Frau nach einem Beichtgespräch wortlos überreichte. Aber ich verstand warum. Sie hatte die Klinge wohl schon häufiger in den Fingern gehabt, wenn sie sich wieder mal ganz am Ende fühlte. Und selbst das Beichtgespräch war in einer Sackgasse gelandet. Sie konnte nichts mehr und niemandem mehr glauben: den Menschen nicht, der Kirche nicht, Gott nicht, auch sich selbst nicht. Plötzlich kam mir

der Satz auf die Lippen: »Aber Gott glaubt an Sie.« Er kam mir nicht aus meinem Kopf, sondern aus der Tiefe eines ringenden Suchens, von dort, wo Gott selbst überraschende Antworten bereithält. »Was haben Sie da eben gesagt?« Ich wiederholte den Satz. Er war für sie wie ein Rettungsring, nicht minder für mich. Das Geschenk des Sakramentes der Buße verstehe ich seitdem so: Oft zweifle und verzweifle ich an mir selbst, ich glaube nicht, dass ich die Möglichkeiten entfalten kann, die Gott in mich hineingelegt hat. Und ich zweifle und verzweifle oft an der Kirche. Ich glaube nicht mehr, dass die Kirche Zeichen und Werkzeug seiner Liebe sein kann. Aber Gott glaubt an mich, glaubt an die Kirche. Er muss verrückt sein, mich zu lieben, aber er tut es. (Was übrigens auch Konsequenzen hat für meinen Glauben an die Menschen und die Kirche.)

Die Gemeinsamkeit der Schuld

● 1974 bis 1981 war ich Vikar in einer Kleinstadt bei Leipzig. Vorbereitung zur Kinderbeichte. Ein Kind stöhnt. Ich gehe zu ihm hin: »Es fällt dir wohl schwer?« Das Mädchen nickt. Ich sage: »Mir manchmal auch.« Plötzlich gehen alle Köpfe hoch. »Was, Sie beichten auch?« »Bei wem beichten Sie?« Einer sagt: »Beim Pfarrer.« »Und der Pfarrer?« »Der beichtet beim Bischof.« »Und der Bischof beim Papst.« »Und der Papst kann

**»Und der Papst kann
nicht mehr beichten?«**

nicht mehr beichten?« Ich sage: »Doch.« »Ja, bei wem denn? Über dem steht doch keiner.« Ich denke: Wo haben die Kinder dieses so eng hierarchische Denken nur her? Schließlich meldet sich ein kleiner Pffikus, wie es ihn fast überall gibt: »Der Papst beichtet beim lieben Gott.« Ich

bitte alle Kinder, mir gut zuzuhören, weil ich ihnen jetzt etwas ganz Wichtiges sagen möchte: »Wir beichten alle beim lieben Gott. Ihr beichtet nicht bei mir als Herrn Nachtwei. Heute darf ich an Gottes Stelle zu euch sagen: Deine Sünden sind dir vergeben. Wenn ich selbst beichten gehe, bin ich in keiner anderen Lage als ihr. Dann sagt mir ein anderer Priester: Deine Sünden sind dir vergeben. Keiner kann sich die Sünden selbst vergeben, auch der Papst nicht. Ich denke, er fühlt sich vor der Beichte auch manchmal so hilflos wie ihr.«

»Immer lieb sein kann man doch nicht, Herr Pfarrer?« Das fragte mich vor wenigen Wochen eines meiner quirligsten Kinder des Erstkommunionkurses. Und ich konnte mich über diese Frage nur freuen. Denn ich merkte, dass er zugleich die Anforderung des Gewissens in sich spürte, aber sein gesundes Empfinden sich auch

»Immer lieb sein, kann man doch nicht?«

gegen eine Überforderung zur Wehr setzte. Belehrt uns die Praxis nicht auch hier eines Besseren? Ist das der normale christliche Weg, dass wir nach immer größerer Vollkommenheit streben, bis wir am Ende unseres Lebens fast ganz heilig zu Gott gehen? Werden wir wirklich von Tag zu Tag besser oder ist es nicht eher ein Auf und Ab?

Ich kann mich noch gut an meine erste Beichte erinnern. Damals meinte ich, nun werde ich nie mehr Sünden begehen. Übrigens wiederholte sich dies 20 Jahre später bei meiner Nichte. Sie teilte ihrer Mutter nach der Erstbeichte mit: Sie habe sich noch eine Sünde aufgehoben, weil der Pfarrer gesagt hat, sie würden

vor der Erstkommunion noch einmal beichten. Und sie hatte Angst, dann keine Sünde vorweisen zu können.

Chronos- und Kairos-Pastoral

● Nachdenklichkeit und Traurigkeit hat bei mir ein Umfrageergebnis im Osten ausgelöst, nach dem die Pfarrer in der öffentlichen Meinung an Kompetenz als seelische Begleiter und Berater eingebüßt haben. Polizei, Gerichte, Mediziner genießen mehr Vertrauen. Ich kann dieses Ergebnis nicht einfach mit der Rückfrage vom Tisch wischen, wie repräsentativ das ist oder ob die Fragen richtig gestellt waren. Denn ich beobachte als Pfarrer – sozusagen im Selbstversuch – wie schwer es fällt, sich der Gefahr zu erwehren, vom Seelsorger immer mehr zum Manager zu werden. Es trifft mich, wenn Leute mir nach einem guten Gespräch sagen: »Nun habe ich Ihnen wieder die Zeit gestohlen.« Ich denke: Viele kommen erst gar nicht, da der Priester sowie so keine Zeit hat und mit so vielen anderen Aufgaben beschäftigt scheint. Unsere gehetzte Chronos-Pastoral, wo ein Termin den anderen jagt, sollte sich in Frage stellen lassen von der Kairos-Pastoral Jesu. Diese spürt, wann die Zeit reif ist. Sie hat Zeit und gewährt Zeit. Wo ist Zeit aber mehr gefragt als in der Kultur von Buße und Vergebung? Sakramente schweben nun einmal nicht im luftleeren Raum. Am Sakrament der Buße zeigt sich, was geschieht, wenn die anthropologischen Voraussetzungen schwinden. »Der Heilige Geist setzt sich auf kein Loch«, habe ich als Student des Öfteren von einem Professor gehört. Es ist das Bemühen des vorliegenden Hefes, solche Löcher zu entdecken und zu füllen.

¹ Vgl. Elisabeth Kübler-Ross, 1997. Die Zitate im Das Rad des Lebens. Folgenden: vgl. ebd., 92-95. Autobiographie, München